

Düsseldorf, Montag den 24. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 34.

Bemerkungen

über die

Düsseldorfer Kunstausstellung

des Jahres 1835.

II.

Ueber einzelne Bilder.

A. Historische.

(Fortsetzung.)

Shadow, W. aus Berlin. Direktor der königl. Kunstakademie.

Die Jünger zu Emaus. Es ist dies die Scene, wo Christus nach der Auferstehung, ohne sich zu erkennen zu geben, mit zweien seiner Jünger nach Emaus geht. Der Meister hat hier den Augenblick gewählt, wo er ihnen die Schrift auslegt, und seine Jünger, ergriffen von der Heiligkeit seiner Worte, in jene Begeisterung geriethen, wo es, wie sie sich ausdrücken, in ihren Herzen brannte. Wahrhaft göttlich ist die schöne Gestalt unseres Heilandes, welche Hoheit, welche Milde spricht sein verklärtes Antlitz, seine edle Haltung aus! Es war der dritte Tag nach der Auferstehung, und noch war die Verheißung nicht erfüllt. Doch durch die salbungreichen Worte unseres Erlösers „mußte nicht alles so kommen“ war ihnen Gewißheit geworden; neues Leben durchströmte ihren bang erwartenden Geist. Die innige Frömmigkeit und Freudigkeit des Jüngers zur Linken und die sich stärker äußernde Begeisterung des ältern, ist meisterhaft dargestellt.

Wenn wir auch den dem Beschauer zur Linken stehenden Jünger etwas kräftiger im Charakter gehalten wünschten, so müssen wir doch aufrichtig gestehen, daß uns das bei der ersten Anschauung durchaus nicht störend entgegentrat, uns hingegen der Geist des Bildes, die schöne Malerei und Zeichnung so beschäftigte, daß wir diesen Wunsch gerne unterdrückten.

Sohn, Carl, aus Berlin.

Das Urtheil des Paris. Farbenskizze. Nach der bewährten Meisterschaft des Künstlers dürfen wir auf ein gediegenes Bild hoffen. Bei Gegenständen dieser Art, wo die Figuren meist nackt sind, liegt Schönheit und Leben in weit zarteren Linien als in einer Skizze zu geben sind, weshalb wir uns unser Urtheil bis zur Vollendung des Bildes vorbehalten.

Ferner waren historische Bilder: Tod Adolphs von Nassau, von Lindenschmidt. Christusbild von Romberg; Venus im Bade, von Hitz; Judith tritt aus dem Zelte des Holofernes von v. Schröder.

B. Romantische.

Vendemanns schönes Bildchen, Hirt und Hirtin, war schon auf der vorjährigen Ausstellung; ebenso die Kirchgeherin von Blauf. Von letzterm jetzt eine Farbenskizze von vielem Verdienst, nach Ahlands Goldschmidt's

Töchterlein. Es ist einer jener Gegenstände, die im Gedicht durch die Verbindung Bedeutung erhalten, dabier in der bildlichen Darstellung, als einzelner Moment, nothwendig an poetischem Gehalt verlieren müssen. Die Figur ist edel, sehr schön gezeichnet und gemalt, und das Ganze hübsch angeordnet, aber der eigentliche Inhalt des Gedichts, die stille Liebe und das unbewusste Wiedergerliebtfeyn, spricht sich nicht aus.

Grashof, Otto, aus Köln.

Sid (Romanze I.)

Die Komposition ist in den äußern Linien und in der Zusammensetzung nicht unangenehm, aber in der Auffassung der Charaktere mangelhaft und unrichtig. Don Diego ist zu wenig edel und zu kräftig und wohlgenährt, zu geschmückt und sorgfältig angekleidet. Die Bewegungen Sids sind unmännlich, der Kopf im Ausdruck leer, und der gerechte Zorn wird hier zum Knabentrog; nicht richtiger sind die Charaktere seiner Brüder. In der Malerei ist manches recht schön und sorgfältig gemacht, im Ganzen aber fehlt es, was wir bei einer gelungenen Komposition vielleicht nicht so sehr entbehren würden, an tiefem Studium der Natur.

Hübner, Julius, aus Breslau.

Kinder und Schutzengel.

Schon der Gedanke ist ungemein schön und poetisch, und er entfaltet sich hier so sümreich und ungekünstelt zum Bilde, daß uns die Schönheit der Zeichnung und Malerei nicht mehr als Mittel zum Ausdruck, sondern das Ganze uns wie eine liebliche Erscheinung vorfindet, von der wir uns keine Rechenschaft geben können, wie sie unserm Auge sichtbar wird. Es ist die reizende Frische der aufblühenden Idee in dem ersten Momente der Begeisterung, lieblich, wie die neu entfaltete jungfräuliche Blume, an der noch die Thautropfen des Morgens hängen. Die überirdischen Gestalten der Englein, ihr geheimes Wachen bei der schlafenden Unschuld im einsamen Walde — doch wir wollen nicht versuchen, dieses Bildchen zu beschreiben, es möchte uns wie dem Knaben ergehen, der den gaukelnden Schmetterling verfolgt, seine Farbenpracht und seine zarten Flügel zerstört, ohne ihn zu haschen; aber unser kritistrendes Auge ergötzt sich an der Schönheit der Komposition, an der Feinheit und Korrektheit der Zeichnung, so wie der Malerei.

Steinbrück, Eduard, aus Berlin.

Die heilige Genoveva. Ein vortreffliches Bild! Wenn auch in der Farbe etwas grau, doch so meisterhaft durchgeführt und wieder im Einzelnen so vollendet, wie wenige. Wir können und wollen hier nicht von der Großartigkeit der Komposition, sondern vielmehr von einer tiefen Gemüthschilderung sprechen, die der Künstler, sowohl was den Kopf als die ganze übrige Bewegung des Körpers betrifft, so zu geben verstand, daß der ganze Zustand ihrer Seele, ihr Bewußtseyn ja ihre Gedankensfolge, ihre Unschuld, ihre Liebe, ihre Hoffnung wie handelnde Personen aus der Gemüthswelt, unserm geistigen Auge vorübergeben. Und so bietet die arme, verlassene, händerringende Genoveva, ihren schlummernden Schmerzensreich auf dem Schooße, ein Bild, das dem süß-

lenden Beschauer, je länger er verweilt, immer inhaltsreicher erscheinen wird.

Stilke, Hermann, aus Prenzlow.

Kaiser Maximilian auf der Martinswand. Der rettungslose Kaiser auf der steilen Felswand, unten die furchtbare Kluft, die ihn von jedem menschlichen Wesen trennt, ist ein poetischer Gegenstand. Seine physische Kraft ist gebrochen und das Vorrecht der Geburt übt auf die todte Steinmasse keine Gewalt aus. Eine edle Ruhe und Hingebung in sein Schicksal würde uns zum Mitleid und zur Bewunderung bewegen; aber der Künstler wählte für diesmal den ungünstigen Augenblick. Seine Hände krampfhaft gefaltet, blickt er verzweifelt in den Abgrund. Die Komposition ist nicht originell, das Ganze nicht historisch gehalten, sonst aber hübsch gezeichnet und gemalt.

Teichs, A., aus Braunschweig.

Scene auf der Burgzinne.

Bei allem Talent, das sich in diesem Bilde ausspricht, finden wir doch sowohl die Komposition als die Malerei süßlich und krankhaft. Es fehlt an tiefem Studium; so vieles scheint uns, besonders in den Gewändern, unverstanden; der Hintergrund und einige Nebensachen sind recht schön gemalt.

Volkart, W., aus Bochum.

Friedhof und Ingeborg.

Der Gegenstand ist uninteressant; auch fehlt dem Ganzen die romantische Außenseite, zu wenig Jugendliebe und Jugendlust, zu wenig Wärme und Schönheit. Zeichnung und Farbe verrathen Fleiß und Studium, doch manches könnte ausgeführter seyn. Das Bild scheint uns noch unvollendet.

C. Genre-Bilder.

Becker, Jakob, aus Worms.

Tyroler und sein Mädchen.

Dieses Bildchen macht wenig Ansprüche, weder durch seine Größe, noch durch den Gegenstand, den es behandelt. Es ist einfach, aber sehr reizend, naiv gedacht, schön gezeichnet und fleißig ausgeführt. Ganz außerordentlich tief gefühlt und schön gezeichnet ist das andere Bildchen, die betende Familie im Walde.

Hasenklever, J. Peter, aus Remscheid.

Die Politiker, Nachts. Heftiger Disput in der Dorfschenke. Es ist Nacht. Einer der Gesellschaft ist eingeschlafen. Ein dürrer Schenkendemagoge, wie es scheint ein Hausirer, vertheidigt sehr hitzig seine politische Meinung, aber der feiste behagliche Wirth begegnet seiner heiseren Stimme mit verächtlichem Kennerblick und absprechenden Handbewegungen; hinter ihm steht eine harthörige Person, besorgt eine Perle aus dem Redefluß zu verlieren. Ihnen gegenüber betrachtet ein Fuhrmann den Gang der Dinge mit Kaltblütigkeit und hält in seiner Hand die Düsseldorfer Zeitung. Führr, es ist ein geistreiches Bild, voller Charakteristik und Wahrheit. So sehr ausgeführt, so schön gezeichnet und gemalt und so richtig in der Lichtwirkung, würde es gewiß jedem Aktienhaber beim Kunstverein freudig überraschen wenn — doch es wurde nicht angekauft. Der Sackpfeifer schön gezeichnet und wahres Sonnenlicht.

Heine, Wilhelm, aus Düsseldorf.

Der Landstreicher.

Hier fehlt, wie uns scheint, die letzte Lasur, doch das Bild ist reich an schön gezeichneten und gemalten Gegenständen. Die Composition ist hübsch, die Charaktere meist wahr und individuell, das Ganze zeugt von den Fortschritten dieses jungen Künstlers.

Jordan, Rudolph, aus Berlin.

Die zurückkehrenden Lootsen.

Ist zwar recht schön gedacht und zum Theil auch gezeichnet, aber die Malerei ist trocken; es sieht etwas verunglückt aus. Von demselben ein Abend auf Helgoland. Der Alte schaut, sein Töchterlein neben sich und von ihren Armen umschlungen, auf das weite Meer. Er lebt der Erinnerung. Tausend Gefühle und Geschichten gehen bei der sinkenden Sonne, wie Jugendgespielen, seiner Seele vorüber. Es ist unstreitig das poetischste Genrebildchen der diesjährigen Ausstellung, reizend in der Farbe und

schön in der Zeichnung. Noch ein kleineres Bildchen von Jordan, die vergessenen Stiefel, ist recht komisch und naiv. Wie die armen Kinder sich plagen! die Stiefel sind fast größer als sie selbst.

Körner, Friedr. Alexander.

Kinder um ein Feuer beschäftigt.

Erstes Bildchen, gut gezeichnet und schön gemalt; mit vielem Fleiß durchgeführt.

Rustige, Heinrich, aus Berl.

Abend in Tirol.

Wenn die Ausführung der gemüthlichen Komposition entspräche, die schön gedachte Landschaft und einige Nebensachen besser gemalt wären, würde dies Bildchen sehr gefallen; vor allem schön gedacht und ausgeführt ist die Gruppe vor dem Hause. Der frierende Knabe, ein kleines Bildchen von demselben ist besser in der Idee als in der Darstellung.

Schrötter, Adolph, aus Schwedt a. d. O.

Eine Farbenskizze.

Zwar nur eine Farbenskizze, doch wir erkennen unsern Schrötter. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit; wo er geht und steht, findet sein Talent irgend etwas für seine Kunst. Die Kindlein sind ungemein naiv, lebendig und charakteristisch.

Sonderland, J. Baptist, aus Düsseldorf.

Ein Fischmarkt.

Ein alter jovialer Fischer preist seine Waare einer einkaufenden Dirne, und sucht sie durch zärtliche Neckereien zum Ankauf zu bewegen, während auf eine sehr listige Weise ein Bube im Vordergrund die Fruchtkörbe der jungen Schönen bestiehlt, und den Raub mit seiner jüngern Schwester theilt. Es ist das schönste Bildchen, was wir von Sonderland gesehen, sowohl in der Zeichnung als in der Malerei, welche Letztere sehr kräftig und natürlich ist. Dessen andere Bildchen waren trocken und farblos.

Trautscholt, Wilh., aus Berlin.

Idyllische Scene im Walde.

Der Schweinejunge schläft, eine Sau umarmend, in einer seiner würdigen Lage, um ihn die andern Säue, lächerlich und komisch in ihrer Bestialität versammelt. Die wirklich schöne Zeichnung und natürliche Malerei trägt besonders dazu bei, das Ganze interessant zu machen; wir hoffen indessen nicht, daß der Künstler fernerhin sein Talent derartigen unbedeutenden Gegenständen widmen wird.

Wappers, Gustav, in Antwerpen.

Das gefallene Mädchen.

Dieses Bildchen verräth eine große praktische Meisterschaft in der Behandlung, die Totalwirkung ist sehr schön, aber im Einzelnen ist es manierirt und unwahr; auch könnte die Komposition poetischer seyn.

Ferner waren recht hübsche Genrebilder: Baiersche Artillerie von Monten, welches sehr schön gezeichnet und lebendig komponirt, aber etwas grau in der Farbe ist; ein Wechsler von Holthausen, fleißig ausgeführt; eine Lautenspielerin von Jakob, recht schön gemalt; ein Rosafenzug von Lasinski, hübsch komponirt, aber kalt in der Farbe; ein betendes Mädchen von Steenbock recht schön; Tiroler Wirthshaus von Bürkel, schön gezeichnet und komponirt, doch die Farbe zu grau; Abendgebet eines Kindes von Mändel. Zu den in der Idee unglücklichen Bildern gehörten: der Vogelfänger von Simonsee; der Entenjäger von Wingender und der Geldmangel von Michaelsen, welches letztere sich durch eine langweilige Komposition auszeichnet, obgleich in beiden Bildern manches recht schön gemalt ist.

(Schluß folgt.)

Die Gräfin Potocka.

Wenige Menschen sind je so ausgezeichnet vom Glück begünstigt, so mit dessen Gütern überschüttet worden als diese Frau, welche aus verächtlicher Niedrigkeit auf den Gipfel des Ranges und Reichthums empor gehoben

wurde; ihre Macht überstieg die manches souveränen Herrschers, denn sie besaß 30 Städte, 300 Dörfer und 600,000 Untertanen in den fruchtbarsten Gegenden der Ukraine. Ein kurzer Ueberblick ihres Lebens wird unsern Lesern und besonders unsern Leserinnen nicht uninteressant seyn. —

In Folge der zahlreichen Revolutionen, welche dem Falle des griechischen Kaiserthums vorangingen, rühmten sich viele Familien Fanari's, nahe bei Konstantinopel, von dem entthronten Kaisergeschlechte abzustammen. Die Sache ist glaubwürdig, aber durchaus unwichtig, und es nimmt sich daher Niemand die Mühe, sie zu bestreiten. — Einer dieser Nachkommen der alten Kaiser, ein Zweig der Familie Kantakuzeno's, trieb in einer abgelegenen Straße Pera's, der bekannten Vorstadt Konstantinopel's, das bescheidene Gewerbe eines Fleischer's, aber trotz seiner Mühe, seines Fleißes konnte er dabei kaum den nöthigen Lebensunterhalt für sich, sein Weib und seine einzige Tochter Sophia gewinnen. Sophia hatte eben ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt und ihre aufblühende Schönheit erregte allgemeine Bewunderung.

Das Schicksal wollte, daß der arme Fleischer durch mehrere, rasch auf einander folgende Unglücksfälle an den Bettelstab gebracht werden sollte. Seine Frau klagte ihre Noth einem ihrer Verwandten, einem Griechen, der bei der französischen Gesandtschaft den Posten als Dragoman bekleidete, und dieser erzählte es wieder dem Gesandten, dem Marquis von Bauban. Der Marquis schenkte der verarmten Familie seine ganze Theilnahme, besonders aber Sophien, deren Schönheit der schlaue Dragoman mit den glühendsten Farben geschildert hatte. Durch Mitleid, durch Reugier, vielleicht auch noch durch irgend ein anderes Gefühl bewogen, besuchte der Marquis den Fleischer. Er sah Sophie, ward durch ihre Reize wie durch ihren Geist gleich sehr bezaubert und machte ihren Eltern den Vorschlag, sie seiner Sorge anzuvertrauen, und ihr zu erlauben, daß sie ihn nach Frankreich begleite. Die Armuth, in welcher die Eltern lebten, mag sie wohl bewogen haben, sich von ihrem einzigen Kinde zu trennen; genug sie nahmen den Vorschlag des Marquis an und lieferten ihm Sophien für die Summe von 1500 Pfatern aus. Noch an demselben Tage zog sie in den Pallast des Gesandten ein. Sie fand in dem Herrn von Bauban einen freundlichen, liebevollen Wohlthäter, welcher ihr Lehrer annahm und sie in jedem Zweige des Wissens unterrichten ließ, so, daß bald zu ihren natürlichen Reizen auch noch die eines reich gebildeten Geistes hinzukamen und sie mit unwiderstehlicher Anmuth begabten.

Wenige Monate später ward der Marquis nach Frankreich zurückberufen und in Begleitung seines orientalischen Schatzes trat er den Weg in die Heimath zu Lande an. Um so viel als möglich die Mühseligkeiten einer so langen Reise zu vermindern, machten sie sehr kleine Tagereisen und erreichten, nachdem sie glücklich durch die europäische Türkei gelangt waren, Kaminiex in Podolien, die erste russische Festung auf dieser Seite. Hier beschloß der Marquis, einige Tage zu rasten.

Graf de Witt, ein Nachkomme des Großpensionärs von Holland, war Gouverneur der Festung und empfing seinen hohen Gast mit allen Zeichen der Achtung und Aufmerksamkeit; kaum aber erblickte er Sophia, als er sich auch sterblich in sie verliebte. Als er hierauf die zweideutige Stellung Sophiens zu dem Marquis von Bauban erfuhr, da er hörte, daß sie weder dessen Sklavinn, noch dessen Gattin sey, sondern eine Art von Handelsartikel, den der Marquis für den Preis von 1500 Pfatern erstanden hatte, da säumte er nicht, ihr seine Liebe zu erklären und ihr zugleich seine Hand anzubieten. Der Graf war ein schöner Mann, kaum dreißig Jahre alt, Generalleutenant in russischem Dienste und ein Günstling seiner Monarchin Katharina II. Die schöne Griechin wies das Glück, das sich ihr so unerwartet darbot, nicht von sich, sondern nahm das Anerbieten an, ohne nur einen Augenblick in ihrem Entschlusse zu wanken.

Es ließ sich leicht voraussehen, daß der Marquis von Bauban nicht darein willigen werde, sich von einem so theuern Gegenstande, den er auf rechtlchem Wege er-

langt und auf den er keinen geringen Werth setzte, zu trennen. Der Graf hielt es daher für rathamer, zu einer List seine Zuflucht zu nehmen. Als der Marquis von Bauban eines Tages vor die Stadt geritten war, wurden die Zugbrücken aufgezoogen, die Liebenden eilten in die Kirche und ein Priester vereinigte die Hände zum ewigen, gesetzmäßigen Bunde. Als nun der Marquis an den Thoren der Festung erschien und Einlaß begehrte, ward ihm ein Bote entgegen geschickt, welcher ihn von dem, was sich während seiner kurzen Abwesenheit zugegetragen, in Kenntniß setzte. Dabei ward ihm sogar, um ihm jeden noch möglichen Zweifel zu benehmen, der gerichtliche Heirathskontrakt gezeigt.

Um Sophia vor den Vorwürfen des Leichtsinns, man könnte wohl sagen, der Undankbarkeit zu sichern, ließ der Graf de Witt dem Gesolge des Gesandten die Weisung geben, ihre Sachen zu packen und außerhalb der Stadt zu ihrem Gebieter zu stoßen. Bald sah der arme Marquis ein, daß es nutzlos sey, noch länger zu verweilen, wo er war; auch hatte er keine Hoffnung, daß seine Regierung von der russischen für den Raub seiner Matresse Genugthuung verlangen werde, und er ergriff daher die flügste Partie, indem er sich über den Verlust der Ungetreuen tröstete.

Etwa zwei Jahre später nahm der Graf de Witt auf unbestimmte Zeit Urlaub und besuchte in Gesellschaft seiner Gemahlin die verschiedenen Höfe Europa's. Sophia's Schönheit, welche durch einen Anstrich orientalischer Schwärmerei noch einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz erhielt, war überall der Gegenstand glühender Bewunderung.

Das Ehepaar kam auch nach Polen, wo Graf Felix Potocki im Anfange der polnischen Unruhen an der Spitze einer zahlreichen Partei stand, die ihm sein Rang, noch mehr aber sein ungeheurer Reichthum gewonnen hatte. Der Graf Potocki war kurz zuvor einige Zeit aus seinem Vaterlande entfernt gewesen, hatte Italien besucht und war auf der Rückreise in Hamburg mit dem Grafen und der Gräfin de Witt zusammengetroffen, wo er sich sogleich leidenschaftlich in Sophia verliebt hatte. — In Polen war nichts leichter, als die Trennung einer Ehe zu bewirken. Graf Potocki machte sich diesen Umstand zu Nutze, traf alle nöthigen Vorbereitungsanstalten und trat dann eines Morgens zu dem Grafen de Witt in das Zimmer. „Graf,“ — redete er ihn an — „ich liebe Ihre Gemahlin und kann nicht ohne sie leben. Ich weiß, daß ich ihr ebenfalls nicht gleichgültig bin; ich könnte sie daher augenblicklich entführen, aber ich wünsche Ihnen mein Glück zu verdanken und für immer die Erinnerung an Ihre Großmuth zu bewahren. Hier sind zwei Papiere: das eine ist eine Scheidungsakte, der nur noch Ihre Unterschrift fehlt, denn, wie Sie sehen, hat ihre Gemahlin bereits unterschrieben; das andere ist ein Wechsel auf 2 Millionen Gulden, zahlbar nach Sicht durch meinen hiesigen Banquier. — Wir können daher das Geschäft ganz nach Ihrer Neigung freundschaftlich oder auf andere Weise abmachen.“ — Der Graf erinnerte sich ohne Zweifel seines Benehmens gegen den Marquis von Bauban und war flug genug, die Scheidungsurkunde zu unterzeichnen und den Wechsel zu nehmen. — Noch an eben dem Tage wurde die schöne Sophia Gräfin Potocka und Gebieterin eines unermesslichen Vermögens.

Tapferkeit und Vaterlandsliebe.

Als der schwedische Thronerbe Sigmund die von den Polen ihm dargebotene Krone angenommen, und während seiner Abwesenheit, nach dem Tode seines Vaters, sein Vetter, der Sudermann, sich des schwedischen Szepters listiger Weise bemächtigte, entstanden viele und blutige Kriege, welche die Polen mit den Schweden, anfangs um ihrem Könige zu dem ihm rechtmäßig gebührenden schwedischen Thron zu verhelfen, und nachmals auch wegen Besitznehmung der fruchtbaren Provinzen Esthland und Liefland, mit abwechselndem Erfolg führten. Dester be-

Bestimmung der furchtbaren Provinzen Estland und Liefland, mit abwechselndem Erfolg führten. Dester bezigten die Polen gegen ihre Feinde eine ausgezeichnete Tapferkeit und nachahmungswürdige Vaterlandsliebe. —

Eine geringe Anzahl der polnischen Truppen bot öfter Tausenden der Schweden mit dem nachdrücklichsten Erfolge die Spitze, und kein seltenes Ereigniß war es, daß ein polnischer Hauptmann, in den Zeiten der Noth, durch seinen Ruhm und sein Privatvermögen allein eine Anzahl von Kriegern auf die Füße stellte, die mittlerweile wenigstens dem Feinde mit dem Schwerte begegneten, um ihn bis dahin von den Gränzen des Vaterlandes abzuhalten, bis ein ordentliches Kriegsheer, das in Polen nicht leicht aufzustellen war, im Anzuge begriffen seyn würde.

In diesen Zeiten rüstete sich der Feind, mit seiner ganzen Macht in die polnischen Länder einzubrechen; der besorgte Sigmund III. ließ die Gränzschlösser, so viel in seinen Kräften stand, mit wohlbewährten Besatzungen versehen, denen er unternehmende und treue Männer an die Spitze setzte. Die Rätbe gaben dem Könige zu diesem Behufe viele tapfere und treubewährte Männer an, deren Anführung er die Schlösser und ihre Besatzung zuversichtlich anvertrauen konnte.

Unter andern war Kaspar Karlinkski dem Könige als ein Mann anempfohlen, auf den man in jeder Lage rechnen dürfte. Ihm ward also das feste Schloß Olstzyn zu Theil. Er, schon ein bejahrter Mann, war nicht wegen Reichthum und entscheidenden Ansehens, aber um so mehr wegen seiner Tugend und Tapferkeit, deren Beweise er oftmals, in jeder Noth seines Vaterlandes, an den Tag gelegt, unter seinen Landsleuten berühmt. Er befolgte willig des Königs Befehle, und verfügte sich unverzüglich auf den ihm angewiesenen Posten. Während dem rückte ein ansehnlicher Haufe der feindlichen Heerschaar bis zum Schlosse Olstzyn heran, und forderte den tapfern Karlinkski zur Uebergabe des Schlosses auf; jedoch vergebens, — er will nur seines Königs Befehlen Folge leisten, und ihm bis in den Tod die versprochene Treue unversehrt erhalten. Der listige Feind unterstüßte seine Aufforderung mit den glänzendsten Versprechungen — einen Sitz im Senate — höhern Rang — große Ländereien — Alles versprach er, um sich nur ohne Gefahr der Weste zu bemächtigen. Doch Karlinkski verabscheute die Anerbietungen des Feindes und war eher bereit, für seinen König und sein Vaterland das Leben dahin zu geben, als die schuldige Treue verrätherischer Weise zu brechen. Der feindliche Anführer stellte ihm die ungleichen Streitkräfte und die Gefahr vor, die ihm bei seiner Weigerung bevorstehe; doch Karlinkski sah nur die Gefahr, die seinem Vaterland drohte. Nun überzeugte sich der Feind, daß er auf diese Weise nie etwas ausrichten würde, und des gewissen Sieges gewärtig, ließ er auf Olstzyn einen wüthenden Sturm laufen, und gleich den blutgierigen Tigern fielen die Feinde das Schloß an, doch mit dem nämlichen Erfolge. An den festen Mauern, an der Tapferkeit der Belagerten, und noch weit mehr an der bewährten Erfahrung des klugen Befehlshabers der Besatzung, zerstob die lose Wuth der Stürmenden. Der Feind sah endlich wohl ein, daß er keineswegs je etwas mit diesem tapfern Manne auf dem gewöhnlichen Wege gewinnen können; daher schlug er, um zu seinem Ziele zu gelangen, einen andern Weg ein, und wollte nun dasjenige mit List bewirken, was er nicht mit Macht ausrichten konnte. Er rüstete sich scheinbar wiederholt zum Sturme. — Die von Karlinkski ausgestellten Posten benachrichtigten ihn sogleich von diesem Schritte des Feindes, und er ertheilte unerschrocken die zur Vertheidigung nöthigen Befehle. Vertrauend auf die gerechte Sache, auf den frischen Muth und die bewährte Tapferkeit seiner kriegerischen Schaaren, hoffte er zuversichtlich ein glückliches Ende des herannahenden Sturmes. Aber ein Teufel blies dem böshaftern Feinde einen schrecklichen Gedanken ein. Er rückt mit seinen Truppen näher heran und immer näher. Nun ist er nur einen Schuß weit von Olstzyn entfernt. Plötzlich zertheilt sich die vordere Fronte der Feinde — ein bepan-

zelter Mann, mit einem Weibe an der Hand, das auf den Armen ein Kind trägt, tritt mitten aus der Schaar heraus. Die Belagerten sehen einander voll Verwunderung an, und Karlinkski, durch diesen neuen Anblick betroffen, sieht diesem wunderlichen Schauspiel mit unverwandten Augen eine Weile zu. — Auf einmal bemächtigt sich seiner ein grausvoller Schrecken. — „Allmächtiger, dies ist mein Sohn! dies ist mein Sigmund!“ — ruft er verzweiflungsvoll aus, und fällt stumlos zu Boden. Es war wirklich sein Sohn, den der Feind sammt seiner Amme ergriff, und vor seinen Schaaren zu tragen befahl, um auf diese Weise vor den Streichen vom Schlosse aus geschützt zu seyn, und unverwehrt die Mauern ersteigen zu können.

So gelingt nun die schandervolle List, der Feind steht schon hart an den Mauern, und macht eine unbezweifelbare Mene dieselben zu ersteigen; doch Keiner der Belagerten getrauet sich, die todbringende Büchse zu berühren. Inzwischen gewinnt der unglückliche Karlinkski seine Sinne wieder, um nur noch größere Qualen zu leiden. Er sieht die drohende Gefahr wohl ein, doch kein glücklicher Einfall kann ihn aus dieser misslichen Lage befreien. „Wehrt Euch! wehrt Euch!“ schreit er seinen Kampfgenossen verzweiflungsvoll zu, doch sie können den jammervollen Ruf ihres werthen Hauptmanns ohne Befehl nicht befolgen, Alle durchdringt seine verzweifelnde Stimme bis in's Innere. „Schon verlor ich sieben Söhne im Kampfe für mein Vaterland, wollt ihr noch dieses Opfer aus den Händen des Vaters fordern?“ Doch erfolgte wiederholt ein stummes Stillschweigen, nur durch das klägliche Wimmern des Knaben unterbrochen. Nun besaßte den tapfern Karlinkski eine übermenschliche Macht; er ergreift mit zitternder Hand eine brennende Linde. „Gott!“ — ruft er aus — „ich war früher Pole, als Vater!“ — zündet das den Feinden zugekehrte Geschütz an, und mit dem Knalle des Schusses, der zur Lösung der Vertheidigung wird, tödtet er seinen Sohn, tödtet viele der Feinde, die Stürmenden und die Bestürmten werden handgemein, Karlinkski siegt, und Olstzyn wird befreit.

Mütterliche Liebe der Spinne.

Wenn man eine Spinne unter Erdflößen trifft, bemerkt man oftmals einen seidenen Eierfack an ihrem Körper. Die Liebe der Spinne zu diesem Eierfack ist wahrhaft rührend; nichts, selbst das Leben nicht, gilt ihr diesem Säckchen gleich. Versucht man, ihr den Eierfack zu nehmen, so widersteht sie sich; nimmt man ihn wirklich weg, so bleibt sie bewegungslos, wie angewurzelt und traurig auf einem Flecke stehen; gibt man ihn ihr wieder, so gibt man ihr das Leben zurück; schnell erfassst sie das Säckchen und läuft damit an einen sichern Ort. Der berühmte Naturforscher Bonnet warf eine solche Spinne in die Höhle eines Ameisenbären. Als ob des Thier die Gefahr geahnt hätte, suchte es sogleich die Flucht, aber war nicht schnell genug und die Zangen des Ameisenbären erfasseten den Eierfack. Die Mutter strengte alle Kräfte an, um sich dem gefährlichen Feinde zu entziehen, aber im Kampfe ward ihr das Kleinod entrisen und blieb in der Gewalt des Gegners. Statt nun ihr eigenes Leben zu retten, was sie durch die Flucht leicht hätte thun können, kehrte sie sogleich um, biß den Eierfack an, und kämpfte von neuem darum. Doch die Kraft des Gegners war zu groß, obgleich die ihre durch Verzweiflung gesteigert wurde, und der Eierfack kam unter den Sand. Noch floh die Spinne nicht, sondern blieb still auf dem Flecke stehen, und ließ sich lieber lebendig mit ihren künftigen Jungen begraben. So weit lief es Bonnet nicht kommen, sondern befreite sie aus dem Rauchen des Todes, konnte aber den Eierfack nicht von dem Ameisenbären losmachen. Sie schlüß nun um das Grab der Eier herum, unbekümmert um die Gefahr und die Bemühungen Bonnet's, sie wegzujagen.